

Holger Teschke

Kunst und Literatur im Jahrhundert des organisierten Vergessens

Rede zur Vernissage der Ausstellung „Kunst & Literatur“ in der Galerie Rotklee zu Putbus auf Rügen am 10. Januar 2025

„ Es machte immer einen widrigen Eindruck auf mich, in einem Saal oder Zimmer eine Menge Bilder wie Waren aufgestellt oder aufgespeichert zu sehen, wo der Beschauer nicht jedes Gemälde für sich getrennt betrachten kann, ohne nicht gleich vier halbe Bilder mitzusehen. Die Wertschätzung solcher Anhäufung von Kunstschatzen muss wohl bei jedem Betrachter herabsinken, wenn über dies öfter sogar geflissentlich das Widersprechendste nebeneinander aufgestellt ist, mithin das eine Bild das andere , wenn auch nicht ganz aufhebt, so doch schaden muss und der Eindruck beider (oder aller) geschwächt wird. Daher mag es nicht befremden, wenn bei schon eingestandener Verstimmung, meine Äußerungen etwas hart klingen möchten. ... Doch verlangt man einmal, dass ich reden soll : wohlan denn !“

So Caspar David Friedrich zu Beginn seiner „ Äußerungen bei Betrachtung einer Sammlung von Gemälden von größtenteils noch lebenden und unlängst verstorbenen Künstlern“, die er zwischen 1829 und 1833 verfasst hat. Es ist einer der intensivsten und widersprüchlichsten Texte der Kunstkritik des 19. Jahrhunderts, weil er von einem Maler geschrieben wurde, der zu verstehen versuchte, warum seine eigenen Bilder, die noch vor kurzem von Königen und Kritikern gefeiert wurden, plötzlich als aus der Zeit gefallen galten und mit Hohn und Häme behandelt wurden. Und es ist auch eine erstaunliche Textsammlung, galt Friedrich doch lange als ein Künstler, dem es angeblich schwer fiel, sich zu seiner eigenen Kunst zu äußern und über ästhetische Fragen zu reflektieren. Aber ich habe keine Philippika auf die Kunst der Gegenwart vor, keine Sorge.

Lassen Sie mich meine heutigen Überlegungen zur Beziehung zwischen Literatur und Kunst mit einem Gedicht von Heiner Müller beginnen, mit dem ich viele Jahre lang meine Seminare an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch in Berlin begonnen habe, um mit den Studierenden ins Gespräch zu kommen. Es heißt :

Bilder

Bilder bedeuten alles im Anfang. Sind haltbar. Geräumig.
Aber die Träume gerinnen, werden Gestalt und Enttäuschung.
Schon den Himmel hält kein Bild mehr. Die Wolke, vom Flugzeug
Aus: ein Dampf, der die Sicht nimmt. Der Kranich nur noch ein Vogel.
Der Kommunismus sogar, das Endbild, das immer erfrischte
Weil mit Blut gewaschen wieder und wieder, der Alltag
Zahlt ihn aus mit kleiner Münze, unglänzend, von Schweiß blind.
Trümmer die großen Gedichte, wie Leiber, lange geliebt und
Nicht mehr gebraucht jetzt, am Weg der vielbrauchenden endlichen Gattung.

Zwischen den Zeilen Gejammer

auf Knochen der Steinträger glücklich

Denn das Schöne bedeutet das mögliche Ende der Schrecken.

Das Gedicht löst viele Fragen aus. Sind Bilder wirklich haltbar ? Und was bedeutet Haltbarkeit in Museen und Galerien zu Zeiten von Krieg und Klimawandel, von Sparmaßnahmen und ideologischer Zensur ? Wofür sind sie geräumig ? Für unsere Erinnerungen ? Für unsere eigenen Phantasie, für Interpretationen und Übermalungen ? Geräumig für Geschäfte und Spekulationen in Zeiten, wo der Kunstmarkt ein Markt ist wie andere Märkte auch ? Warum gerinnen die Träume ? Weil wir aus ihnen erwachen und ihre scheinbare Grenzenlosigkeit an die Grenzen der Realität kommt ? Wenn aus Utopien Ideologien werden, aus Hoffnung Hass ?

Hält wirklich kein Bild den Himmel ? Was ist mit dem Himmel über Friedrichs „Mönch am Meer“ ? Was mit den Himmeln von William Turners „ Sklavenschiff“ oder Edvard Munchs „ Schrei“ ? Haben sie uns nicht die Augen geöffnet für die Erkenntnis, dass Menschen auch den Himmel zur Hölle machen können ? Bomberflotten, Drohnengeschwader, nukleare Interkontinentalraketen ? Und sind die Wolken vom Flugzeug aus nicht schöner als von der Erde, weil man ihnen plötzlich so viel näher ist und sie sogar von oben sehen kann ? Haben Wolken nicht schon Städte und Dörfer vor Bombenangriffen gerettet ?

Und warum ist der Kommunismus ein Endbild ? Das Ende der Geschichte, die Gesellschaft der endlich befreiten Menschheit, in der der Mensch kein ausgebeutetes, geknechtetes, gedemütigtes Wesen mehr sein wird, wie Marx gehofft hat ? Widerspricht das nicht aller Dialektik, von Aristoteles und Heraklit bis zu Hegel und Marx ?

So lauteten die Fragen und manchmal haben sie uns ein ganzes Semester und länger begleitet. Seltsam war dabei, dass kaum eine Studentin oder ein Student fragte, welche Bilder Heiner Müller eigentlich meinte, welche konkreten Bilder aus der Kunstgeschichte ihm vorschwebten.

Ich werde auf diese Frage zurückkommen, möchte vorher aber noch auf die Schlußzeile eingehen : „ Denn das Schöne bedeutet das mögliche Ende der Schrecken.“ Sie ist die Umkehrung eines Verses von Rilke aus den Duineser Elegien : „ Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir grad noch ertragen.“ Müller kam auf den Schlussvers seines um 1950 entstandenen Gedichts 45 Jahre später in einem Gespräch zurück, in dem er unter anderem sagte : „ Schönheit ist heute die größte Provokation.“

Das Schöne gegen die Schrecken der Welt. Kunst als Hoffnung auf eine menschlichere Welt ? Ist das nicht eine längst von der Realität widerlegte romantische Idee ? Und wer setzt heutzutage die Maßstäbe für das, was als Schön oder als Hässlich wahrgenommen wird ? Die Meinungsmacher der Medien oder die Notierungen der Märkte ? Die Künstlerinnen und Künstler ? Oder doch die Betrachterinnen und Betrachter, jeder sein eigener Ästhetiker ? „Zu jeder Kunst gehören zwei: einer der sie macht und einer der sie braucht.“ sagte Ernst Barlach, der wie kaum ein anderer deutscher Künstler für die Verbindung von Kunst und Literatur steht, im September 1917. Das erinnert an Caspar David Friedrichs Bemerkung : „ In meinen Bildern soll jeder Seins finden.“ Damit den Betrachterinnen und Betrachtern das gelingen kann, müssen die Bilder Raum lassen für deren Assoziationen. Das ist eine ästhetische Forderung, die auch Brecht und Benjamin auf dem Theater für den Zuschauer als Ko-Produzenten fordern und die versucht, das Kunstwerk aus dem Warenkreislauf der Märkte zu befreien. Aber wer oder was bestimmt dann den „Gebrauchswert“ von Kunst ?

Gedichte und Romane, Theaterstücke und Filme über Künstler und ihre Kunstwerke haben in Europa eine lange Tradition, von der Renaissance bis zur Postmoderne, von Shakespeare bis Derek Jarman, von Aphra Behn bis Anita Albus.

Aber dies soll kein lexikalischer Vortrag werden, sondern ein sehr persönlicher Blick auf die Beziehung zwischen Kunst und Literatur, so wie ich sie erfahren habe, seit über fünfzig Jahren und immer wieder auch hier, auf Rügen und an anderen Küsten der Welt.

Das erste Kunstwerk mit literarischem Bezug, an das ich mich aus meiner Kindheit erinnere, ist Dürers Kupferstich „Hieronymus im Gehäus“ von 1514, der als Kunstdruck der Pionierzeitschrift „Fröhlich sein und singen“ beigelegt war. Eine merkwürdige Auswahl, aber vielleicht erschien dieses Motiv den Redakteuren im Vergleich zu „Ritter, Tod und Teufel“ und „Melencolia“ noch als das harmloseste Werk der drei „Meisterstiche“. Ich war von dem in sein Schreiben vertieften alten Mann ebenso fasziniert wie von dem schlafenden Löwen und dem Hund an seiner Seite. So ein Zimmer hätte ich auch gern gehabt, mit Schreibpult und Bücherborden und einer Fensterbank mit Sanduhr und Totenkopf. Eine Einsiedelei, in die zwar das Sonnenlicht durch die hohen Butzenfenster bricht, aber nicht der Lärm der Welt.

Ich muss damals zehn oder elf Jahre alt gewesen sein und wusste weder, wer der Heilige Hieronymus noch wer Albrecht Dürer war. Aber der Eindruck dieses Bildes ist mir unvergesslich geblieben und ich habe es lange aufgehoben. Es erinnert mich bis heute an die Macht der Bilder, von der Autoren beim Schreiben träumen. Als Student fand ich dreizehn Jahre später Jean Steinmanns Hieronymus-Biografie in einem Antiquariat in der Friedrichstraße, in dem schon Brecht Kunde gewesen war und nutzte dreißig Jahre später Passagen daraus für mein Stück über den Rostocker Reformator Joachim Slüter. So kann ein Bild ein Leben lang wirken. Ein Text erschließt sich Wort für Wort, Satz für Satz, und wenn er gut ist, dann erzeugt er innere Bilder, die aus der Assoziation des Gelesenen mit eigenen Erinnerungen und Erfahrungen entstehen. Ein Bild offenbart sich in seiner Totalität scheinbar auf den ersten Blick.

Tatsächlich brauchen wir aber auch bei Bildern oft Jahre und manchmal ein ganzes Leben, um all ihre Details und Bedeutungsebenen zu erfassen. Bilder lesen ist eine ebenso große Kunst wie Bücher lesen. Ihre Bibliothek sind die Museen dieser Welt.

Das erste Museum, an das ich mich erinnere, ist die Dresdner Gemäldegalerie und dort waren es zwei Bilder, die mich auf den ersten Blick fesselten : die Maria der Verkündigung von Lorenzo Costa mit Buch und Taube und der Heilige Sebastian von Antonello da Messina. Über ihn habe ich mein erstes Gedicht zu einem Gemälde geschrieben, ein Sonett, im Jahr 1980.

Ein junger Mann beschwichtigt seine Dame

Er schrie ja nicht. Da hat er kaum gelitten.

Der Himmel schweigt. Vielleicht warn die im Recht.

Was wir tun können ist nur : Für ihn bitten.

Denn auch der beste Kopf bleibt seines Staates Knecht.

Und unmöglich ist´s uns zu ihm zu gehen.

Er kennt uns nicht. Da wird er uns nicht missen.

Dass niemand zu ihm tritt, ist einzusehn.

Die haben Spieße. Wir nur ein Gewissen.

Bei denen hilft Erklärung nicht noch Flehn.

Anmaßung, Lüge, Wucher schützt sich gut.

Und kontrolliert Vollzug. Was nützt da Mut

Wenn Aufbegehren die Über macht nur schlimmer.

(Doch fürchte ich, er hofft vielleicht noch immer.

Ich könnt ihm jetzt nicht in die Augen sehn.)

Das junge Paar sieht dem Martyrium des Heiligen von einem Balkon in der rechten oberen Bildecke zu, zwei winzige Figuren am Rande eines dramatischen Ereignisses. So fühlte ich mich, nachdem ich 1979 von Rügen in Berlin angekommen war. Ich hörte und sah in der Kantine des Berliner Ensembles und auf Lesungen im Prenzlauer Berg und im Aufbau-Verlag, wie es unter der Oberfläche des real existierenden Sozialismus rumorte. Aber ich sah keine Möglichkeit, verändernd einzugreifen, wie Brecht gefordert hatte, oder mir fehlte der Mut dazu. Außer in Gedichten und Fabeln, die ich damals schrieb und für die ich die Vorlage oft in Bildern fand. Dem Lesebuch der 9. und 10. Klasse verdanke ich die erste Begegnung mit den Grafiken von Käthe Kollwitz zum Bauernkrieg, genauer gesagt mit dem Bild „ Losbruch“. Es zeigt den Moment des Sturms eines Bauernhaufens gegen einen unsichtbaren Feind, angefeuert von der Figur einer Frau, die am Rand steht und ihre Arme wie ein Racheengel gen Himmel hebt. Es vergegenwärtigt in unvergesslicher Eindrücklichkeit die „ Kraft der Schwachen“, von der Anna Seghers schrieb, deren Geschichten ebenfalls im Lesebuch standen. Für mich zeigte es darüber hinaus auch die Kraft der Ausgebeuteten und Unterdrückten, die sich eines Tages Bahn brechen und die Machthaber, die sich eben noch unangreifbar gefühlt haben, mit elementarer Wucht hinwegfegen kann. Das machte dieses Bild zu einem Bild der Hoffnung, die sich fünfzehn Jahre später, im Herbst 1989 erfüllen sollte.

Einen ähnlich starken Eindruck machten auf mich die Grafiken von Fritz Cremer zu Brechts „Leben des Galilei“, die ich im Sommer 1982 in der Kirche von Altenkirchen sah : „Galilei vor dem Papst“, „Galilei vor dem Folterbrett“, „Brecht als Galilei“. In diesem Sommer las ich Brechts Journal aus den Jahren 1938 bis 1955, das 1977 nach langen und zähen Kämpfen gegen die DDR-Kulturbürokratie ungekürzt im Aufbau-Verlag erschienen war.

Darin fand ich unter dem 19.7. 1943 den Eintrag : „souvarines niederdrückendes buch über stalin gelesen. die umwandlung des revolutionärs in den bürokraten, einer ganzen revolutionären partei in einen beamtenkörper, gewinnt durch das auftreten des faschismus tatsächlich eine neue beleuchtung. das deutsche kleinbürgertum borgt sich für seinen versuch, einen staatskapitalismus zu schaffen, gewissen institutionen (samt ideologischem material) vom russischen proletariat, das versicht, einen staatssozialismus zu schaffen. im faschismus erblickt der sozialismus sein verzerrtes spiegelbild. mit keiner seiner tugenden, aber mit allen seinen lastern.“

Besonders der letzte Satz erschien mir ungeheuerlich, gerade, weil er von Brecht stammte. Und ungeheuer wahr, nicht nur in Bezug auf die Sowjetunion der dreißiger und vierziger Jahre. Die Träume waren nicht nur zum Schweiß des Alltags geronnen, sondern zu Strömen von Blut. Wer oder was sollte die von den Denkmälern jemals wieder abwaschen ? Brechts Galilei drehte sich also nicht nur um die Folterkeller der Inquisition oder der Gestapo, sondern auch um die Folterkeller des NKWD und des Gulag. Warum war davon nichts auf der Bühne des Berliner Ensembles zu sehen ? Warum klang der Satz : „ Es setzt sich nur so viel Wahrheit durch, wie wir durchsetzen.“, der auf dem Plakat stand, plötzlich hohl ? Und vor allem : was hätte sich an den Verhältnissen in der DDR geändert, selbst wenn Ekkehard Schall den Galilei in Brecht-Maske und Arno Wyzniewski den Kardinal Inquisitor als Jeschow oder Berija gespielt hätte ? So wie Awtandil Macharadse den Diktator Warlam in dem 1984 von Tengis Abuladse gedrehten Film „ Die Reue“, der in der DDR noch 1989 verboten war. Hatte Marx nicht gesagt : „ Die Idee wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift.“ ? Aber ein Theaterabend am Schiffbauerdamm oder ein verbotener Film ergriff längst nicht mehr die Massen, ebenso wenig wie ein Stück von Heiner Müller, ein Roman von Stefan Heym oder ein Film von Frank Beyer. Das sollte erst den Worten von Michael Gorbatschow gelingen, aus denen die Demonstranten im Herbst 1989 heraushören konnten, dass die Sowjetunion diesmal nicht die Panzer aus den Kasernen rollen lassen würde.

Und die Bilder von den Demonstranten der Montagsdemonstrationen auf dem Leipziger Ring, die sowohl den Machthabern als auch den Demonstrierenden in den anderen Städten der DDR zeigten : diese Protestwelle lässt sich nicht mehr aufhalten. Nicht von Armeeeinheiten, nicht von Polizei und Wasserwerfern, nicht von Staatssicherheitstrupps in Zivil. Das organisierte Vergessen wurde von der Wucht der Erinnerung an die Doppelmoral der Politik hinweggefegt.

Nicht die organisierten und orchestrierten Demonstrationen schreiben Geschichte, sondern die spontanen, die sich aus dem einen Unrecht oder der einen Lüge zu viel heraus bilden. Damals waren es die Übergriffe der Volkspolizei in der Nacht des 7. Oktober 1989. Was es in naher Zukunft sein könnte, bleibt abzuwarten. Notwendig ist, damals wie heute, den versteinerten Verhältnissen ihre eigene Melodie vorzuspielen, um sie zum Tanzen zu bringen. Das vermag aber nur eine Kunst, die diese Melodien durchschaut hat und sich nicht von der Macht korrumpieren lässt. Das organisierte Vergessen ist heute Teil der organisierten Verantwortungslosigkeit einer Politik, die sich auf ein Netzwerk von Gesetzen beruft, das sie selber geknüpft hat, um ihre eigene Verstrickung in das globale Netzwerk von Ausbeutung und Krieg zu verschleiern. „ Politik ist Verwaltung von Verzweiflung“, sagte Heiner Müller 1989. Heute ist sie Verwaltung von Verdrängung und Vergessen.

Deswegen leerten sich auch 1989 die Theater und Kinos und die eilig neugedruckten verbotenen Bücher blieben in großen Stapeln liegen. Plötzlich fand das Theater der Revolution auf der Straße statt und verwies die Kunst der affirmativen Kritik in ihre Grenzen. Ein Lehrstück für einen anderen, substantiell revolutionären Kunstbegriff, der sich von Repräsentanz und Virtuosität verabschieden musste, wenn er noch wahrgenommen werden wollte. „Machtgeschützte Innerlichkeit“ in Obrigkeitsstaaten, der spätbürgerliche Traum von Thomas Mann, war weder 1918 noch 1989 eine Option für die Kunst. Nach 12 Jahren Nationalsozialismus, 40 Jahren Realsozialismus und 35 Jahren unter der Diktatur des Kapitals und seiner „marktkonformen Demokratie“ sollte langsam klar werden, dass es einen solchen Schutz für Kunst und Literatur nicht gibt und nicht geben kann. Im Gegenteil : mit den Instrumenten kriegstüchtiger Technologien, mit Trojanern und Künstlicher Intelligenz ist längst jenes „ stahlharte Gehäuse der Hörigkeit“ geschaffen worden, von dem Max Weber schon 1904 in seiner Schrift „ Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ gewarnt hat.

Ein sehr anderes Gehäuse als das des Heiligen Hieronymus. „ Ich habe immer in einem Elfenbeinturm schreiben wollen“, gesteht Gustave Flaubert in einem Brief an Turgenjew 1871, „ aber ein Meer von Scheiße schwappt an seine Mauern.“ Das Meer von Scheiße kommt heute aus den Kanälen der asozialen Medien, die zu ihrer Einführung auch von deutschen Politikern lange als „Demokratie-Verstärker“ begrüßt wurden. Heute verstehen sie im Lärm seiner Hassbotschaften ihr eigenes Wort nicht mehr.

Aber schon begrüßen sie die Technologien der künstlicher Intelligenz, die nächste heiße Scheiße, als Rettung der Demokratie. Dazu fällt einem nur noch Hegels Bemerkung ein, daß wir aus der Geschichte vor allem lernen, dass wir nichts aus ihr lernen.

Was kann Kunst, was kann Literatur dieser steigenden Flut und diesen Angriffen auf ihre schwindende Autonomie heute noch entgegensetzen ? Das Lehrstück LNG hat uns gezeigt, wie schnell sämtliche demokratischen Spielregeln außer Kraft gesetzt werden können, wenn die Interessen des Kapitals es fordern. Das organisierte Vergessen, das über die Abschaffung von Kunst- und Geschichtsunterricht im Namen von Integration und Partizipation Teil der organisierte Verantwortungslosigkeit der Politik ist, untergräbt die Reste demokratischer Rechte mindestens so stark wie die Angriffe durch Autokraten und Oligarchen. Amazon und Uber, Meta und X, Lockheed und Rheinmetall sitzen in den Lobbies der Parlamente und diktieren die Gesetze, die sie angeblich regulieren sollen. Ist der Kampf also endgültig verloren ?

Kunst und Literatur können immerhin immun machen gegen den Sirenen gesang der Ideologien, ohne Fesseln und ohne Wachs in den Ohren. Sie können die eigenen und die verordneten Sichtblenden gegen die tagtäglichen Lügen und die Verbrechen des real existierenden Kapitalismus abreißen und den Blick frei machen auf die Realitäten und die Dimensionen von Ausbeutung, Krieg und Umweltzerstörung im Namen einer Freiheit, die nichts anderes ist als die Freiheit der Märkte und des Kapitals. Oder, wie es Uwe Johnson formuliert hat : „ Es ist eine Welt gegen die Welt zu setzen.“

Beispiele dafür gibt es durch die Kunst- und Literaturgeschichte von den ersten ägyptischen Karikaturen aus der Pharaonenzeit bis zu George Grosz, John Heartfield oder Hannah Höch, von den Romanen Grimmelshausens bis zur Prosa von Agota Kristof oder Alexander Kluge. Sie erinnern daran, dass der Niedergang einer Gesellschaft mit dem Niedergang der Sprache und der Unschärfe der Bilder beginnt, mit der Vernebelung des Denkens und der

verordneten Regulierung von Sprache. Sprachschöpfungen, die aus Klassengesellschaften „Klassismus“ machen und so den Umstand, dass Geschichte noch immer die Geschichte von Klassenkämpfen ist, sind nur die Spitze der ideologischen Eisberge.

Zu den stärksten Eindrücken, denen ich diese Erkenntnis verdanke, gehören die Bilder Pieter Bruegel des Älteren und Charles de Costers Roman „Tyll Ulenspiegel“. Obwohl die Gemälde des niederländischen Malers und die Geschichte des Flamen mehr als 300 Jahre trennen, gehören beide für mich zusammen und beleuchten die historische und ökonomische Komplexität einer „Welt gegen die Welt“, auch wenn es eine Welt aus Grausamkeit, Gewalt und Tod ist. Denn die Utopie liegt nicht im Trost einer Botschaft, sondern in der Präzision der Bilder und der Sprache und ihrer Kraft, die verdunkelten Beziehungen zwischen Gewalt und Gewinn über Jahrhunderte hinweg zu erhellen. Bruegels „Bethlehemitischer Kindermord“, über den ich 1994 ein Gedicht für einen Katalog schrieb, ist angesichts des systematischen Mordens an Frauen und Kindern in Gaza, im Libanon und in Syrien ein Bild aus der Gegenwart.

Der Tanz der Stare über dem schlafenden Dorf
Seit zweitausen Jahren *Sie kommen immer am Morgen*
Würgeengel in schimmernder Rüstung Stumm durch die Nacht
Verriegeln den Himmel schwarz mit Bannern und Lanzen
Zu Rama hat man ein Geschrei gehört Wer schreit da
Rahel beweint ihre Kinder unterm Hundegebell
Selektiert nach Geschlecht und Alter *Was zweijährig ist und darunter*
Rahel will sich nicht trösten lassen von Herodes Soldaten
Gib und dein Kind Frau und wir machen dir ein neues
Für jeden Engel einen Bastard Komm ins Heu
Ihre Pferde zertrampeln den Schnee Kein Stern über Bethlehem
Nur das Heulen der Bomber Der Schlachttag geht seinen Gang

Gegen-Welten zu dieser Welt aus Krieg und Gewalt immer wieder neu zu entwerfen und zu beschreiben, darin besteht die Aufgabe von Kunst und Literatur in diesem Jahrhundert wie in allen Jahrhunderten zuvor.

„ Je schreckensvoller diese Welt (wie gerade heute), desto abstrakter die Kunst, während eine glückliche Welt eine diesseitige Kunst hervorbringt.“, schrieb Paul Klee im Sommer 1914 in sein Tagebuch. Sein Werk scheint diese These zu bekräftigen. Von den figürlichen Arbeiten und den Landschaften zwischen 1905 bis 1914 gehen seine Bilder nach den Kriegserfahrungen von 1914/18 immer stärker in die Abstraktion.

Eines seiner stärksten Blätter, eine Tuschzeichnung in Schwarzweiß, stammt aus dem Jahr 1932 und heißt „ Schande“.

Unter dem drückenden Dach des Schweigens

Der Engel mit den toten Augen

Balancierend auf einem dünnen Draht

Hält er eine Antenne in den lautlosen Himmel.

Vielleicht ist es auch diese Haltung, die zur Kunst gehört : trotz Gewalt und Terror dennoch eine Antenne aus dem Elfenbeinturm auszufahren und auf die verzerrten Stimmen im Wind zu lauschen.

Klees „ Angelus Novus“ habe ich als Student auf einer Kopie zusammen mit Walter Benjamins Thesen „ Über den Begriff der Geschichte“ von 1940 in einem Seminar gesehen. Es ist ein großartiges Beispiel für eine Inspiration, die Literatur aus Kunst gewinnen kann. „ Der Engel der Geschichte muss so aussehen.“, schreibt Benjamin über das Blatt. „ Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradies her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.“

Heute heißt dieser Sturm „Wachstum für Wohlstand“ und die Trümmer, die der Preis dafür sind, wachsen nach jedem Krieg und nach jeder Sturmflut weiter gen Himmel, während die Hohepriester der Märkte uns vorgaukeln, dass Wachstum und Wohlstand durch die neuen Wunderwaffen der Technologie eines schönen Tages nicht nur für den globalen Norden, sondern weltweit den Endsieg erringen werden.

Während in Deutschland ein anderer Endsieg beschworen wurde, erhielt Bertolt Brecht in Santa Monica durch Günter Stern die Nachricht vom Tod Walter Benjamins und den Text der Thesen und schrieb in seinem Journal im August 1941 dazu : „ benjamin verspottet den oft gehörten satz, man müsse sich wundern, dass so was wie der faschismus „noch in diesem jahrhundert“ vorkommen könne (als ob er nicht die frucht aller jahrhunderte wäre).“

Die Warnungen vor einem neuen Faschismus in Europa klingen hohl aus dem Mund derjenigen, die seinen Ursprung aus dem Geist des Kapitalismus noch immer leugnen. Brechts Journal ist ein Meisterwerk der Montage, das diesen Zusammenhang mit Bildern und Texten offenbart. „ Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.“, schrieb Paul Klee in seiner „Schöpferischen Konfession“ von 1920 und er hat sein Leben lang daran gearbeitet.

Was Literatur und Kunst noch immer zeigen können, hat Heiner Müller in seinem Vortrag „ Shakespeare eine Differenz“ 1988 so formuliert : „ Der Clinch von Revolution und Konterrevolution als Grundfigur für die Mammutkatastrophen des Jahrhunderts. Shakespeare ist ein Spiegel durch die Zeiten, unsere Hoffnung eine Welt, die er nicht mehr reflektiert. Wir sind bei uns nicht angekommen, solange Shakespeare unsere Stücke schreibt.“ Ein Blick auf die Bühnen und Kunstaustellungen Europas zeigt, wie weit wir davon noch immer entfernt sind. Zu den Stücken Shakespeares gehören die Bilder von Holbein, von Tintoretto und von Artemisia Gentileschi, die die Wirklichkeit, die sie zeigten, durch ihre Darstellung in Zukunft unmöglich zu machen hofften.

Wenn ich heute an die Kunstwerke denke, die in der Kunstgeschichte und beim interessierten Publikum mit Rügen in Verbindung gebracht werden, dann sind vor allem die Gemälde und Zeichnungen von Caspar David Friedrich mit Gedichten und Prosa, mit Musiken und sogar in Fotografie und Film aufgegriffen und kommentiert worden. Alle anderen, von Jakob Philipp Hackert bis zu den Künstlerinnen und Künstlern dieser Ausstellung, warten noch auf eine literarische Würdigung ihrer Arbeiten.

Friedrich ist im vergangenen Jahr so ausgiebig und so lärmend gefeiert worden, daß sein Werk oft hinter dem Lärm der Kommentare verschwunden ist. Aber Lärm ist kein Instrument der Erkenntnis, wie Umberto Eco einmal sagte. Und da ich mit Friedrich begonnen habe, will ich auch mit ihm schließen, zumal die großen Fragen, mit denen er seine „Äußerungen“ beendet, noch nicht überzeugend beantwortet sind und Literatur und Kunst bis heute beschäftigen : „ Zum Schluß möchte ich die Frage aufwerfen : macht der Mensch die Zeit oder die Zeit den Menschen ? (...) Ist der Menscheng Geist wirklich frei oder an Ort und Zeit gebunden ? Meine Wahrnehmungen, so sonderbar, ja lächerlich sie auch klingen mögen, sprechen für die Meinung: der Mensch ist nicht so unbedingt frei über Ort und Zeit erhaben, als viele es glauben.“ Aber diese Erkenntnis kann der erste Schritt sein, der über diese Grenze hinwegführt. In diesem Sinne wünsche ich dieser Ausstellung ein interessiertes und kaufkräftiges Publikum.

Januar 2025